

Mein erster Schultag im altherwürdigen Nikolaischulhaus

Marco Frigg, Cazis

Am Vorabend des ersten Schultages weilte ich bei meiner Grossmutter. Diese bewohnte – zusammen mit meinem Grossvater – eine geräumige Wohnung im ersten Stock eines prächtigen Patrizierhauses, welches sich inmitten eines weitläufigen Gartens befand.

Immer, wenn ich bei meiner «Nana» zu Besuch war, schmökerte ich in den bunten Kinderbüchern, welche ich einem ganz bestimmten Regal entnahm. Oft las mir Grossmutter Geschichten vor. Ich sass neben ihr auf dem Sofa und betrachtete aufmerksam die Illustrationen in den Büchern. Dabei konnte ich mich kaum satt hören und -sehen.

Bald begann ich, einzelne Wörter zu entziffern und war schliesslich stolz ob der Tatsache, schon vor dem Eintritt in die Schule etliche Wörter lesen zu können. Trotzdem freute ich mich nicht so recht auf den ersten Schultag. Meine Cousine, welche drei Jahre älter war als ich, hatte mir regelrechte Schauergeschichten über den Schulalltag erzählt: Unerbittliche Lehrer, strenge Strafen, boshafte Mitschüler, erdrückend viele Hausaufgaben ...

Bekümmert sass ich neben meiner Oma. Selbst diese gütige Frau konnte mich an dem Tag mit ihren Erzählungen nur halbwegs aufheitern. Der einzige Lichtblick war mein Freund Hanspeter.

Am nächsten Morgen wartete dieser – wie abgemacht – auf der Obertorbrücke auf mich. Gemeinsam machten wir uns auf den Weg zum nahen Nikolaischulhaus. Stolz präsentierten wir unsere Schultornister. Meiner war mit einem rotbraunen Fuchsfell – das sich seidenweich anfühlte – überzogen. Öffnete man den Tornister, entströmte ihm der Duft nach feinstem Leder. Im Inneren rumpelte bei jedem Schritt das Lederetui, gefüllt mit Blei-

stift, Farbstiften, Radiergummi und – sogar einem Zirkel!

Auch Hanspeter hatte einen nagelneuen Schulranzen geschultert. Auf seinem Tornister prangte ein schwarz-weiss gemustertes Fell. Ich erinnere mich, dass die Farbe seines Haupthaars mit derjenigen des schwarzen Felles auf dem Tornister nahezu identisch war. Immer wieder blieb ich stehen und richtete die Kniebünde meiner Knickerbocker aus. Zu meinem Leidwesen hatte meine Mutter auf «langen» Hosen am ersten Schultag bestanden.

Neidisch blickte ich auf meinen Freund Hanspeter. Dieser zeigte sich in der üblichen Aufmachung der Churer Gassenjungen: kariertes Hemd, kurze Hosen – der Hosenboden mit einem zünftigen Flicker verstärkt –, dazu wollene Kniesocken und Ledersandalen.

Viel zu früh erreichten wir den Hof des Nikolaischulhauses und harrten dort der Dinge, die auf uns zukommen würden. Vor dem Schulzimmer im ersten Stock des Nebentraktes begrüsst uns schliesslich eine ältere, spindeldürre Dame, welche wir «Fräulein Müller» nennen mussten. Auf das «Fräulein» legte die Lehrerin besonderen Wert. Wir mussten uns jeweils zu zweit in alte, unbequeme Schulbänke zwängen. Sitzbank und angewinkelte Tischplatte bildeten eine Einheit, welche am Fussboden festgeschraubt war. Fräulein Müller teilte uns vergilbte Papierbögen aus. Darauf sollten wir «etwas» zeichnen. Die Lehrerin setzte sich hinter das Katheder und begann, emsig in ein grosses Heft zu schreiben. Regelmässig spähte sie mit unbewegter Miene in die Klasse. Die dicken Brillengläser vergrösserten Fräulein Müllers Pupillen derart, dass wir uns wie Kaninchen vor dem

Raubvogel duckten. Zum Glück entliess uns schliesslich das Läuten der Pausenglocke auf den Schulhof. Die erste Schulstunde hatte sich als glatte Enttäuschung entpuppt.

Hanspeter und ich verzogen uns bedrückt in den hintersten Winkel des Pausenplatzes; dort, wo eine Hecke mit einigen Bäumen den eher kümmerlichen, trostlosen Pausenplatz des Nebentraktes von der benachbarten Parkanlage trennte. Unvermittelt fasste mich mein Freund am Arm und zeigte auf eine Stelle unter der grossen Platane. Betroffen starrte ich auf das tote Vögelchen, welches nackt, mit kümmerlichen Flügelstümpfen, haarfeinen Beinchen und einem unverhältnismässig grossen, breiten gelben Schnabel im Grase lag. Hanspeter und ich fühlten tiefes Mitleid mit der armen Kreatur. Mittels eines spitz zulaufenden Steines und eines Aststückes gruben wir am Fusse des Baumes eine kleine Grube, legten diese mit Blättern aus und betteten das Tierchen darauf. Sorgfältig bedeckten wir den Vogel mit weiteren Blättern und schütteten das Grab mit Erde zu. Ob dieser traurigen Tätigkeit vergassen wir Zeit und Raum. Auch der helle Glockenton, welcher das Ende der Pause verkündete, drang nicht in unser Bewusstsein. Als wir uns endlich – viel zu spät – im Schulzimmer einfanden, begleitete uns der vorwurfsvolle, mahnende Blick der Pädagogin zurück in die Schulbank

Ich fühlte mich vom ersten Moment an nicht wohl bei Fräulein Müller. Und die gestrenge Pädagogin machte ihren Schützlingen das Leben nicht eben leicht; besonders denjenigen, welche sich mit dem Lernen eher schwertaten. Wie die Maus vor der Schlange erstarrten wir ABC-Schützen vor dem stechenden Blick unserer Lehrerin. Deren Fähigkeit, im Dickicht von Wörtern und Zahlen blitzschnell Fehler aufzuspüren, war sagenhaft. Dabei fixierten ihre Augen hinter den flaschenbodendicken Gläsern die Heftseiten, während ihre knöchigen Finger mit den langen, blassrot lackierten Nägeln den Rotstift umkrallt hielten. Unerbittlich wurden falsche Resultate, fehlerhafte Orthografie sowie unkorrekte Buchstabenformen registriert und markiert.

Gute Arbeiten wurden von Fräulein Müller mit einem gnädigen Lächeln retourniert. Streckte die Lehrerin einem das Heft oder Arbeitsblatt wie eine übelriechende Socke mit angewidertem Gesichtsausdruck entgegen, wusste man, was es geschlagen hatte. Nein, in einem solchen Falle schimpfte die autoritäre Pädagogin keineswegs. Sie schaute vielmehr mitleidig auf den Verfasser des «Werkes» und liess den fälligen, abschätzigen Kommentar folgen; zum Beispiel: «Öffne das Fenster und lass Sauerstoff ins Zimmer strömen! Dein Hirn wird's dir danken!»

Hin und wieder, wenn wir uns besonders begriffsstutzig zeigten, verfiel unsere Erzieherin in Selbstmitleid. In weinerlichem Ton beklagte sie ihre undankbare Aufgabe und versicherte uns, dass sie zwar streng sei, es aber doch nur gut meine. Als Frau – pardon Fräulein – Müller aus gesundheitlichen Gründen ihren Dienst quittieren musste, weinten wir ihr keine Träne nach ...

Jahre später begegnete ich zufällig in einem Kaffeehaus Fräulein Müller. Die bereits schwerkranke Frau erkannte mich sofort wieder und es entwickelte sich eine angeregte Unterhaltung. Die einsame, ältere Dame hatte nichts mehr gemein mit der unnahbaren, hartherzigen Pädagogin von damals. Nachdenklich – und gleichzeitig von allen Ressentiments befreit – verabschiedete ich mich nach dem denkwürdigen Treffen von der bedauernswerten Frau.